

# Secondhand soll sexy werden

**NACHHALTIGKEIT** Raus aus der Sozialecke, hin zum Ökodienstleister: Sozialkaufhäuser und Reparaturwerkstätten gründen neues Qualitätssiegel WIRD für bessere Lobbyarbeit

VON HEIKE HOLDINGHAUSEN

BERLIN taz | Alle reden von nachhaltigem Konsum, aber kaum einer von Reparaturwerkstätten und Sozialkaufhäusern. Dabei müssten sie eine zentrale Rolle spielen beim Einstieg in eine ressourcenschonende Wirtschaft: Je länger Kleidung, Spielzeug, Elektrogeräte oder Fahrräder genutzt werden, desto kleiner ist ihr ökologischer Fußabdruck. Einige Betriebe haben nun eine Dachmarke gegründet, unter der sie nach gemeinsamen Qualitätsstandards arbeiten und ihr Angebot bekannter machen wollen.

Das Gütesiegel WIRD steht für die „Wiederverwendungs- und Reparaturzentren in Deutschland“ und wendet sich an „alle Betriebe der bunten und lokal strukturierten gemeinwirtschaftlichen Secondhandbranche“, sagt Claudio Vendramin von der Herforder Recycling-Börse, der das Siegel initiiert hat. Vergeben wird es von einem Verein, der gemeinsame Qualitätsstandards für die reparierten und angebotenen Dinge entwickelt; außerdem will er zu einer schlagkräftigen Lobby für die Gebrauchtwarenbranche werden und ihr Marketing verbessern.

Rund 400 gemeinnützige Re-use-Einrichtungen gibt es in Deutschland, vom Diakonia Kaufhaus in München mit 1.200 Quadratmeter Verkaufsfläche bis zum Soester Secondhandladen Rümpelstielzchen. Häufig sind die Unternehmen in Trägerschaft der Kommune, einer Kirche oder eines Vereins entstanden mit dem Ziel, Arbeitsplätze für Menschen anzubieten, die es auf dem ersten Arbeitsmarkt schwer haben.

„Vom reinen Sozialgedanken müssen wir weg und unsere ökologische Funktion und Kompetenz mehr in den Vordergrund rücken“, sagt Vendramin. „Wir sind eigentlich die natürlichen Partner der kommunalen Wertstoffhöfe“, sagt Vendramin, „das hat sich aber noch nicht überall rumgesprochen.“



Neu kaufen oder reparieren? Kaputtes Smartphone-Display Foto: Benne Ochs/plainpicture

Daher würden beispielsweise alte Computer oder Möbel in den Annahmestellen häufig so ruppig behandelt, dass sie nur noch geschreddert und recycelt, aber nicht mehr repariert werden könnten.

Ein großes Problem für Reparaturwerkstätten sei das Stigma von gebrauchten Dingen, sagt Susanne Fischer vom Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie. Im Geschäftsfeld Kreislaufwirtschaft hat sie europaweit untersucht, warum gebrauchte, reparierte Dinge schwer zu verkaufen sind. Er-

gebnis: „Neu gilt immer noch als besser“, so Fischer. Das glaubten auch Unternehmen, obwohl sie etwa Elektrogeräte viel günstiger gebraucht beschaffen könnten.

Das Wuppertal Institut hat die Entwicklung des Gütesiegels wissenschaftlich begleitet. Fazit: „Es hat ein großes Potenzial“, sagt Fischer, „denn es kann Vertrauen bei den Verbrauchern schaffen.“ In Belgien habe sich der Absatz der Re-use-Branche vervielfacht, seit sie unter einem gemeinsamen Label auftrete.

Eine Dachmarke „sei eine wirklich gute Idee“, sagt Martin Tertelmann vom Stuttgarter Sozialunternehmen „Neue Arbeit“. Mit Recyclingwerkstätten, Fahrradservicestationen und Sozialkaufhäusern erwirtschaftet die gemeinnützige GmbH 60 Millionen Euro Umsatz im Jahr. „Uns fehlen die Kapazitäten für eine schlagkräftige Lobbyarbeit“, sagt Tertelmann. Ein Beispiel: Im Kreislaufwirtschaftsgesetz gebe es eine Recyclingquote, aber keine Quote für die Wiederverwertung von Dingen. „Das hätte eine enorme

Lenkungswirkung für Ökologie und Arbeit“, meint Tertelmann.

Auch Dieter Sommer, Geschäftsführer der Münchner Diakonia Dienstleistungsbetriebe, die ein Warenhaus für Bücher, Haushaltswaren, Möbel und vor allem Kleidung unterhalten, betrachtet das neue Siegel mit Interesse. „Den Spendern ist es wichtig, dass ihre aussortierten Sachen einen Nutzen für ihr Umfeld haben und nicht verworfen werden“, sagt Sommer, „und die Kunden wünschen sich gute Produkte.“ Ein Gütesiegel könnte Vertrauen schaffen.

Die Entwicklung des Siegels ist vom Umweltbundesamt und dem Bundesumweltministerium mit 95.000 Euro gefördert worden; derzeit werden weitere öffentliche Gelder akquiriert. Perspektivisch muss sich der Verein aber selbst finanzieren. Ein Teil des Umsatzes müssten die Unternehmen für die Mitgliedschaft berappen, so Vendramin. „Wir müssen einen Mehrwert für die Unternehmen bieten“, das ist Vereinsgründer Vendramin klar, denn die Unternehmen müssten ihre Einnahmen nachhaltig investieren.

## Nachhaltigkeitskonferenz

- Um nachhaltigen Konsum geht es am Donnerstag bei einer Konferenz der Ministerien für Umwelt, Verbraucherschutz und Landwirtschaft in Berlin. Die Teilnehmer reden über Ökonsum „von der Nische in den Mainstream“, über Secondhand-Kleidung, Lebensmittelretter, die Zukunft der Mobilität. Und zwar auf „Foren zur Konkretisierung der Handlungsansätze des Nationalen Programms für Nachhaltigen Konsum“. Alles klar?

# 80 Prozent bleiben ungeklärt

**WASSER** Anlässlich des Weltwassertags forderte die UN dazu auf, Abwasser als Ressource zu betrachten

BERLIN taz | Abwasser sollte als Ressource wahrgenommen werden, nicht als Belastung. Das fordern die Vereinten Nationen (UN) anlässlich des Weltwassertags. Weltweit fließen derzeit 80 Prozent des Wassers nach einmaliger Nutzung verschmutzt zurück ins Ökosystem. Statt dieses Wassers nur zu „entsorgen“, so die UN in ihrem Bericht zum Wassertag am Mittwoch, müssten daraus Trinkwasser, Energie, Nährstoffe und andere Materialien wiedergewonnen werden. Ein gutes Beispiel für dieses Vorgehen sei Israel: Die dortigen Landwirte nutzten die Hälfte des im Land entstehenden Abwassers, um Felder zu bewässern.

Viele Regionen der Welt sind von solchen Anwendungen weit entfernt. Insbesondere in den ärmeren Stadtteilen im globalen Süden fließt ein großer Teil des Abwassers und der Fäkalien aus den Haushalten unbehobelt in den nächsten Abguss. Dazu kommen laut UN die oft sehr giftigen Chemikalien, die aus Industrieanlagen, Bergbau-



Journalisten besichtigen ein Abwasserrohr in Hamburg Foto: dpa

gruben, Krankenhäusern oder Autowerkstätten in das Abwassersystem fließen.

Doch gute Kläranlagen sind teuer. Laut einem Bericht der Weltbank müssten Regierungen und Entwicklungsbanken die notwendigen Infrastrukturen im Wassersektor finanzieren, weil private Investoren kein Interesse daran hätten. Darum entstehen häufig große, zentrale Versorgungssysteme, kri-

tisiert Johannes Rück vom Wash-Netzwerk, einer Initiative deutscher Nichtregierungsorganisationen zu Wasser, Sanitärsversorgung und Hygiene. „Daraus resultiert zwar häufig eine bessere Versorgung der Mittelklasse, etwa in Städten“, sagt Rück, „die chronisch Unversorgten bleiben dabei aber auf der Strecke.“ Dezentrale Systeme der Abwasserbehandlung und des Managements von Fäkalien“

lienschlamm wären geeigneter. Laut Bundesumweltministerium werden in Deutschland über 96 Prozent des Abwassers aus privaten Haushalten und öffentlichen Einrichtungen in nahegelegenen Kläranlagen gereinigt. Damit sei Deutschland das Land Europas, das am meisten Abwasser wiederaufbereite.

Der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) warnt jedoch davor, dass auch die hochwertigen Kläranlagen in Deutschland beispielsweise Mikroplastik nicht vollständig aus dem Wasser entfernen könnten. „Jedes Jahr gelangen weltweit über drei Millionen Tonnen Plastikpartikel ins Meer“, sagt Nadja Ziebarth, die das Meeresschutzbüro des BUND leitet, „sie stammen hauptsächlich aus synthetischen Textilien und dem Abriss von Autoreifen.“ Ihre Kollegin Laura von Vittorelli sieht da eine klare Lösung: „Je weniger gefährliche Stoffe produziert werden, desto weniger gelangt auch in den Wasserkreislauf.“

MERLE GRONEWEG

## LESERINNENBRIEFE

taz.die tageszeitung | Rudi-Dutschke-Str. 23 | 10969 Berlin  
briefe@taz.de | www.taz.de/zeitung

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von Leserbriefen vor.  
Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

## Glyphosat im Blut

■ betr.: „Niederlage für Glyphosatgegner“, taz vom 16. 3. 17

Die Zulassung von Pestiziden entspricht einer TÜV-Prüfung. Wie gut man sich darauf verlassen kann, hat sich gerade beim Dieselskandal gezeigt. So ist es auch bei der Prüfung der Pestizide: Fertigpräparate sind Gemische mit Tensiden und weiteren Hilfsstoffen, die das Eindringen der Wirksubstanz in die pflanzlichen – und ebenso die tierischen – Zellen erleichtern. Ihre Zusammensetzung ist ein Betriebsgeheimnis. Sie sind teilweise selbst toxisch oder verstärken die toxischen Effekte, sind eben nicht inert. Diesen Gemischen sind Mensch und Umwelt ausgesetzt. Geprüft wird aber nur die reine Wirksubstanz. Ferner gibt es Pestizide mit einem Wirkungsmechanismus ähnlich einer Hormonwirkung. Solche Substanzen wirken schon bei sehr viel niedrigeren Dosen als die, die tödlich oder organschädigend sind. Bei langfristiger Aufnahme über Jahre können sie Krebs erzeugen. Das trifft auch für Glyphosat zu.

Die hormonartige Wirksamkeit wird nach den Vorschriften der regulatorischen Toxikologie gar nicht geprüft. Wir alle haben inzwischen Glyphosat im Blut. Der Streit über die Kreberzeugung von Glyphosat ist kein Streit zwischen Wissenschaftlern, sondern zwischen freien, anerkannten Forschern und den Vertretern der Regulatorischen Toxikologie. Was die Europäische Chemikalienagentur (ECHA) zu prüfen hatte, war die Einhaltung der Vorschriften und die Nachvollziehbarkeit der Schlussfolgerungen durch die Behörden. Das Ergebnis war vorhersehbar.

ANITA SCHWAIER, Angermünde

## Mehr Gleichheit, bitte!

■ betr.: „Miteinander – mit Gefühl“, taz vom 20. 3. 17

Autor Sven Gigold unterstreicht nach der Wahl in den Niederlanden die Veränderung zugunsten von GroenLinks. „Mehr Gleichheit“ begeistert vor allem die jüngere Generation! Ablesbar ist das auch in Deutschland bei der Veränderung im Besitz von Automobilen. Car Sharing ist „in“! Wenn es um die Verteilung geht, dann ist das Miteinander wichtiger als abschließbare Wohnungen. Wohngemeinschaften sind wieder im Kommen.

JOHANNES SPARK, Hannover und Bremen

## Kämpferische Grüne gesucht

■ betr.: „Wilders zerstört“, taz vom 17. 3. 17

Mit Neid seie ich GroenLinks mit ihrem Vorsitzenden Jesse Klaver im Fernsehen. Und bei uns der droge Oberlehrer Özdemir, wo wir doch einen Robert Habeck hätten haben können! Deutschland braucht selbstbewusste, kämpferische Grüne, die für ein solidarisches Europa eintreten, Mut machen für den ökologischen Umstieg und die Konzerne und Heuschrecken in den Griff bekommen gegen Demokratieabbau und Flüchtlingsströme weltweit. Die aktuelle Umfrage für Schleswig-Holstein zeigt: Wir schaffen es auch, wenn Robert nach Berlin geht und der grünen Idee in Deutschland bei ansteigender Wahlbeteiligung wieder eine Perspektive gibt. DIETMAR RAUTER, Kronshagen

## Krieg und Kultur

■ betr.: „Falsche Flaggen am Golf“, „Blicke hinter die Realität“, taz vom 20. 3. 17

In beiden Artikeln zeigt sich eine unangemessene Verwendung des Begriffes „Kultur“. Katya Traboulsi kann gewiss nicht „Krieg zu Kultur verwandeln“, wie es in der Bildunterschrift heißt, sondern allenfalls Kriegsgerät in ein Kunstobjekt. Ein Kunstobjekt ist sicher ein Kulturprodukt, aber nicht selbst Kultur, so wenig wie eine Granatenhülse „Krieg“ ist. Kunstgenuss verwandelt niemanden in einen kultivierten Menschen, sonst wäre ein KZ-Scherge kultiviert, nur weil er abends zur Entspannung klassische Musik hört. Herr Klein irrt sich, wenn er glaubt, es gebe „die alte jüdische Kultur“. Es gibt nicht einmal „die“ jüdische Religion, so wenig wie es „den“ Islam oder „das“ Christentum gibt. Und die vielfältigen Religionen sind erst recht nicht deckungsgleich mit einer Kultur. Eine liberale Jüdin und ein orthodoxer Chassid leben nicht in einer Kultur. Die Entkulturalisierung der Religion ist das Geschäft der Fundamentalisten. Denen sollte niemand auf den Leim gehen. THOMAS LANGE, München



Innenhof einer Moschee (Iran) Foto: Anne Quirin

ISFAHAN UND TEHERAN MIT THOMAS HARTMANN

Nächte des Ramadan in der schönsten und in der interessantesten Stadt Irans

19. bis 28. Juni; ab 2.390 € (DZ/VP/Flug)

Sie erleben Isfahan sowie die Metropole Teheran im Rhythmus des Ramadan: Nach dem Fastenbrechen sind Plätze, Parks und Restaurants in den warmen Nächten voller Leben. Sie brauchen keine Sorgen zu haben: Als Ausländer dürfen Sie im Hotel jederzeit essen und trinken – und die trockene Hitze ist selbst tagsüber gut erträglich. Bilder aus der Sammlung von Farah Diba werden statt in Berlin nun bis Ende Juni in Teheran ausgestellt.

Mehr Infos unter [www.taz.de/tazreisen](http://www.taz.de/tazreisen) oder Telefon: (030) 2 59 02-117

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Rudi-Dutschke-Str. 23, 10969 Berlin